

diese und jene Vogelart sich nicht allein von „allerhand Insekten“ ernähren, sondern ein weiterer Blick in die wundervolle Ordnung im Haushalte der Natur tut sich uns auf, nach der die verschiedenen Vogelarten auch auf verschiedene Kerbtiere angewiesen sind.

Die Ornithologie des Naturmenschen.

Von Albert Sprenger in Rennweg.

„Ich ging wohl hin und wieder,
Im Wald satzt ich mich nieder
Und hört den Waldvögelein zu;
Sie sangen hübsch und feine,
Fein lieblich und auch reine,
Ich war sogar alleine;
Da sass ich fein in Ruh.“

Aus des Knaben Wunderhorn.

Wem gingen zu solcher Stunde, von der hier der Dichter singt, nicht allerlei Gedanken durch den Kopf, wie sie nicht jeden Tag sich einfinden, Gedanken aus junger und aus alter Zeit! Des Menschen Träumen, des Wanderers Hoffen, des Landmannes Sorgen und alles das, was Herz und Geist bewegt, verflucht sich hier mit dem Naturkonzert, um endlich dieses selber zu bewundern. Des Menschen Ohr horcht nach dem frohen Sange, sein Geist wird leicht bei all dem reichen Tönen, sein Auge sucht den Meister, der den Perlenquell erschliesst.

Dies ist die Entwicklungsreihe des Forschens von Seite des Laien niederster Entwicklung im Reiche der Natur. Der im Kulturzustande stehende Mensch, der sich der Natur nicht ganz entfremden will, der weiss sich leicht in ihren Zauberbann zu bringen: Ein Wandern in den Wald, die Heide, die unscheinbarste Landschaft sogar, erschliesst ihm Blatt für Blatt des wundervollen Buches, und er braucht nur zu sehen, um auch zu denken, zu vergleichen, zu verknüpfen, zu bewundern. Nicht gleich hat es der Mensch im Naturzustande: Achtlos geht er am meisten Schönen vorüber, ohne dass er es zu würdigen versteht; sein Sinn ist nicht geweckt, die Rätsel der Natur mit Forscheraugen zu entschleiern. Das, was ihn zum Forschen, zum Beobachten treibt, ist nur das Auffällige, das Neue, das ihm eben als solches erscheint, je länger

er es sinnend vor sich sieht, je länger er die bisher lang verkannten Töne hört. Da erwacht in ihm das Interesse an dem oberflächlich Bekannten, er mustert dessen Gestalt, dessen etwaige Lebensfunktionen, dessen Herkunft, Ursache und Zweck, und eine unendliche Reihe von „Warum“ drängt sich unwillkürlich auf seine Lippen.

Und in diesem Stadium jungen Forschens, des wachsenden Denkens, des Suchens nach Kausalität und des teleologischen Schaffens befindet sich nun auch das Kind, analog dem Repräsentanten des Kindesalters der Menschheit. „Warum“ ist auch beim Kinde ein unendlich oft gebrauchtes Wort. Man soll mit einem solchen Menschlein, das eben zum Verständnis der Sprache gekommen ist, die Fluren durchwandern, allein, und Geist und Körper ungezwungen, und man wird staunen, was der kleine Mann alles zu fragen weiss, was alles durch den jungen Geist strömt; jeder Schritt fast zeitigt eine Frage, das armselige Unkräutlein am Wege, die Fliege auf dem Blatt, der Vogel in der Luft. Und wie sonderbar und doch wie logisch klingen oftmals diese Sätze! Dutzende von Beispielen liessen sich anführen, Hunderte auffinden, die alle dar-tun würden, dass der Mensch eigentlich in diesem Altersstadium am natürlichsten denkt und am logischsten urteilt. Als „originell“ bezeichnen gebildete Eltern zuweilen diese Worte des Kindes, die dieses auch dann und wann zum „Enfant terrible“ stempeln. Ja, das kindliche Denken wird namentlich auch deswegen zum Original, weil sich seine Eltern unvermerkt allzusehr von diesem entfernt haben, und namentlich dann, wenn sie noch in der obligaten Hyperkultur stecken, welche aus purem Dünkel die Natur verachten will.

Und hat nun dieses junge fragende Menschenkind, das den Vernünftigen durch eben seine „naiven“ Fragen ergötzte und ihm wieder Achtung vor dem Menschengeste abgewann, hat es nun die Kinderschuhe ausgezogen, so ist es in den meisten Fällen — genau so wie seine unbedachten Erzieher! Wie dies gekommen ist? Seht ihn da an, den armen Arbeiter, der mit seinem Sprössling am Sonntag die Landstrasse begeht, zum schattigen Sommerwirthshause mit seinem kühlen Bier. Vater, wie mag wohl diese Blume, dieser Käfer heissen? Warum hat man diesen Stein auf einer Seite rot gefärbt? Wie kommen denn diese Vogelfedern hierher? Nimmt mich nur Wunder, was jenes Wölk-

lein dort über dem Walde bedeutet? So und ähnlich geht es Viertelstunden lang fort, in immer wieder neuer Auflage. Erst hat ihm der Vater fleissig geantwortet, denn er sagt sich stolz, dass sein Junge Freude und gesunden Sinn habe; dann aber wird ihm des Fragens zuviel — der Mann hat sich eine Woche lang müde gearbeitet! Und dann tönen erst Fragen an sein Ohr, wie er sie noch nie hörte, aus ihm ganz unbekanntem Wissensgebieten, ja solche, die wirklich der gelehrteste Professor nicht zur Beantwortung ziehen könnte. „Frag doch nicht so dumm!“ „Wenn du nur einmal schwiegest!“ „Brauchst nicht alles zu wissen!“ So regnet es durcheinander aus dem Munde des Alten, wenn nicht derber, oder dieser schweigt. Denn ein forschender Menscheng Geist ist von energischer Zähigkeit, und wenn er noch so klein ist. Aber endlich, wenn er während Tage, Monde, Jahre bekämpft worden ist, wird er doch glücklich niedergerungen, und sein Träger versteht alles, was ihn zum Manne machen kann: Zigarrenrauchen, Biertrinken, à la mode-Gekleidetsein und was des Guten noch mehr ist. Und wie sich dieser Arbeiterjüngling entwickelt, so entwickelt sich mancher andere Erdenbürger: Unwissenheit, Trägheit, Zeitmangel auf Seite der Eltern, wie auch eine gewisse, leider oft eingewurzelte Strömung, die solchem forschenden Streben entgegenarbeitet, schufen eben den beschränkten Egoisten, dem alle Arbeit, die nicht in seinem Interesse liegt, oder die ihm kein Geld einträgt, nicht nur Wurst ist, sondern die von ihm auch als eine ganz unbegreifliche Dummheit illustriert wird.

Man hat leider noch oft genug Gelegenheit, solche lalenburgische Stimmen zu hören, in Berg und Tal, am Rhein und an der Donau. Sogar innerhalb der Mauern der Städte finden sie sich genugsam, und man kann Vertreter der sogenannten Intelligenz, die es nicht nur wegen des feinen Rockes und der weissen Halsbinde zu sein wännen, nur allzuviel in solchen Tönen flöten hören.

Noch mehr Verständnis für die Natur als bei dem vielbeschäftigten städtischen Proletariat findet sich beim Landbewohner, oder eigentlich weniger Verständnis, aber dafür mehr gemütvoller Auffassung; und naturgemäss sind da auch reichere Kenntnisse aus dem Naturleben. Ein Stadtbewohner, dem viel bessere Bildungsmittel zu Gebote stehen

als dem Bauern, Schulen, Museen etc., kann von der Notwendigkeit des Naturstudiums eher durchdrungen sein, als letzterer, während dieser dafür eben eine gemütvollere Auffassung der Natur sein eigen nennt. „Unter unsern Fabrikarbeitern mag nur selten einmal einer das sinnige Gemüt eines alten Müllers haben — was ist ihnen ein Vogel und sein Nest!“ sagt Professor William Marshall in seinen „Zoologischen Plaudereien“.

Und so ist es denn vornehmlich der Landmann, den wir vor Augen haben, wenn wir das ornithologische Arbeiten von Seite des Volkes verfolgen wollen, der Wald- und Ackerbauer, der Gebirgler, der Hirt, der Natursohn fremder Erdstriche. Sie alle sind ja dem Busen der Natur viel näher als der Städter und namentlich der ungebildete. Sie wären die besten Forscher, wenn sie Interesse und Anleitung zu diesem Berufe gehabt hätten. So aber sind die Resultate ihres Beobachtens nur von zweifelhaftem Werte, da sie an allerlei Gebrechen leiden, namentlich wenn sie auf den Seziertisch der Wissenschaften kommen sollen. Die Ursache liegt vornehmlich darin, dass eben das Volk nicht mit dem scharfen Auge des umsichtigen und auch vorsichtigen Kritikers schaut, sondern mit dem umschleierten Blicke des Gemütsmenschen, der vor allem leblose Gestalten belebt und seiner Phantasie mehr Arbeit gibt als ruhigem Denken.

Auf diese Weise wurden viele Verhältnisse in der Natur in den Sprachschatz des Menschen eingereiht. Auch die Vogelwelt spielt da eine grosse Rolle. Alle Völker verewigten sie in Mythe, Sage und Dichtung, in Gleichnis, Sprichwort und Redensart. „Vögel“ nennt man oft gewisse Menschen, „Eule“ den Finsterling, „Adler“ den Starken, „Nachtigall“ den Sänger, „Papagei“ den Schwätzer; „Rabe“ heisst auch bei vielen Völkern ein schwarzäugiges oder schwarzhaariges Mädchen, aber auch ein Dieb, ein Listiger, ein Boshafter: Nur eine Serie aus dem Beobachtungsrevier des Volkes und seiner sprachlichen Verwendung!

Entschieden fussen die meisten dieser volkstümlichen Denkmäler aus der Ornithologie auf richtiger Beobachtung der Vogelwelt. Mehr als zu anderen Naturreichen fühlte sich der Mensch von jeher zum Tierreiche hingezogen, und in diesem erfreuten sich die sangbegabten,

schöngestaltigen Vögel des regsten Interesses. Sie sah der Naturbewohner in seinen Feldern, auf seinen Wiesen und Wäldern, in der Nähe seiner Wohnung und einzelne in derselben. Sie spendeten ihm Nutzen, verursachten ihm Schaden, erfreuten und unterhielten ihn. Alle diese Verhältnisse fassten Wurzel in seinem Denkvermögen und vereinten sich mit den Gebilden seiner Phantasie, die er, Resultate des Aberglaubens, Ueberlieferungen, Sagen, als reine Wahrheit auffasste und auch hartnäckig festbehielt. Dazu gesellten sich dann Vermutungen, ungenaue und unrichtige Wahrnehmungen, und die Fama stempelte sie allmählich zu Tatsachen. Das Konglomerat der volkstümlichen Ornithologie war fertig und — marschierte dreist auf wissenschaftlichen Boden. Die Schriften der Alten strotzen von solchen Materialien. Der „Vater der Naturwissenschaften“, Aristoteles, konnte sie nicht entbehren, Herodot und Xenophon bringen davon, wie auch die römischen Schriftsteller Cato, Varro, Columella, Grätius, Maro, Diodor, Strabo, Plutarch, Oppian und Aelian. Am ausgiebigsten aber war der fleissig sammelnde Plinius. Was er und die anderen alten Autoren fabelten, das ging wortgetreu in spätere Schriften über und spukte bis weit über das Mittelalter hinaus in den naturwissenschaftlichen Lehrbüchern. Und manches Neue kam hinzu, wie jene hübsche Geschichte von den auf den Bäumen wachsenden Enten, mit denen die Wissenschaft einige Jahrhunderte hindurch zu kämpfen hatte. Erst im 18. Jahrhunderte kam letztere zu wirksamer Geltung, und den Läuterungsprozess führte dann das 19. Jahrhundert zu Ende.

Aber gänzlich konnte mit der aberglaubengepanzerten Hydra nicht aufgeräumt werden. Im Gemüte des Volkes entlegener Ortschaften fand sie ihre Schlupfwinkel. Da wimmelt es noch von Anschauungen aus alter Zeit, und man begegnet da einer Ornithologie, wie sie gesunder Menschenverstand nicht mehr pflegt. Nicht, dass da lauter Schlacken zu finden wären, gewiss nicht; auch manches Goldkorn blinkt aus dem Erze, das in urwüchsiges Gestein gebettet ist. Sinnige Umschreibung von Tatsachen wechselt da mit warmem Hauch, der zwar der Phantasie entzittert, dennoch lebensvoll ein Bild gestaltet, das schon von Natur aus Leben, jetzt aber von demselben übersprudelt ist. In mannigfachstem Kleide schaffen Grossmütterchen und wilder Waldbewohner das Aus-

sehen der Vögel mit seiner Farbenpracht und ihrer Eigenheit; der Luftbewohner Name wird von vielen Sagen aus mancherlei Begebenheiten hergeleitet, und lustig pfeift das Vöglein die Melodie, die ihm die Gottheit einst diktierte. Und was nun dieser Pfiff und Ruf bedeute, wie auch der Flügelschlag die Zukunft deute, und wie der Vogel aus solchem Grunde im Botendienst der Götter und zum Wohle der Menschen wirkte, dies alles weiss der Volksmund. Und an das Liebesleben, an Sitz und Nest des Vogels, an seine Jagd, an seinen Fang, an die Verwendung seines Körpers knüpft sich gar manches Dichten. Und um jeden einzelnen der federtragenden Luftbewohner, um den winzigen Zaunkönig und den starkbeschwingten Adler, um Eule und Taube, um den Tropenbewohner, den Nashornvogel und den Alk, der sich im hohen Norden findet, hat menschliche Phantasie den sagenblumigen Kranz geflochten.

Das ist die Volksornithologie, mit der sich Dutzend Bände füllen liessen, so viele Lehrer fand sie in jedem Erdteil, bei jedem Menschenstamme. Und ihre Sätze wurden einst als wahre Glaubensartikel aufgenommen, wie ja noch heute manches dieser Ueberbleibsel mit so keckem Sinne verteidigt wird, als gälte es ein hohes Gut zu schützen. Es gibt in gewissen Gegenden noch eine Anzahl von Leuten, die sich um keinen Preis ausreden liessen, dass sich der Kuckuck zur Herbstzeit in einen Falken verwandle, dass Kreuzschnabel und Turteltaube, im Käfig in der Stube gehalten, die Krankheiten von den Bewohnern fernhielten etc. In Wien wurde mir trotz meines Widerspruches steif und fest behauptet, dass es in Slavonien an Kolibris die grosse Menge gäbe. Dies führt uns aber auf andere Wege.

Denn gerade die volkstümliche Systematik hat Wunderdinge von Behauptungen gezeitigt. Schon in der Art, wie die Spezies bezeichnet werden, finden sich Kraftstücke von „Beobachtungsschärfe“. Denn von Verwechslungen wimmelt es da nur so. Die am meisten gebrauchten Merkmale zur Kennzeichnung des Vogels sind Grösse und Farbe. In ersterer Beziehung wird der ruhmsüchtige Erzähler gar leicht zum Bramarbas, vom winzig kleinen Vögelchen bis zum mächtig und „satanisch grossen“ Riesenvogel gibt es nur wenige Zwischenstufen, wenn man den „Cristemarti“ vom Gebirge und den alten, rotbenasten Fischer von der Save fragt. Und in Beschreibung der Körperfarbe

eines Vogels sind alle Extreme möglich, welche der Sprachschatz der vom Erzähler bewohnten Gegend zulässt: ein Farbenschimmer, wie ihn noch niemand sah, ein Buntgefieder der unerhörtest seltenen Art, ein Schnabel wie von Wachs, ein Auge wie Kristall usw. Wir sehen, auch da kommt der Naturmensch unwillkürlich auf die Jagd nach Idealgestalten. Und erst, wenn dann von Sang und Sänger gesprochen werden muss! Da tritt jeder Käfigvogel in der Runde, selbst der gelehrteste und preisgekrönte Meister, tief in den Schatten; da kann aber kein Ton misstönend genug zum Ohr des Menschen klingen, als dass er nicht im Gegenfalle zur Vergleichung herangezogen würde.

Dass da, wo auffallend charakterisierte Arten in solcher Weise gekennzeichnet werden, von einer systematischen Gruppierung der Vögel nicht viel erwartet werden kann, ist naheliegend. Da wird zusammengeworfen, was irgendwie zusammenpasst. Im tiefsten Stadium der menschlichen Entwicklung, da existiert eben nur der Vogel, nicht der grosse, nicht der kleine, nicht der schwarze, nicht der weisse. Alles, was Federn und etwa noch Flügel hat, findet sich in einem Begriffe zusammengepanscht. Jeder Mensch fand sich in seinen Jugendjahren einmal in diesem dürftigen Geisteszustande, in dem vor Jahrtausenden auch ein Urvolk stecken mochte. Aber langen Bestand kann er nicht haben. Das Unterscheidungsvermögen kommt zur Geltung; rastlos arbeitet es unter Zuhilfenahme von Farben, Formen und anderen Merkmalen an der Spezialisierung der Begriffe, die sich immer reicher häufen, am reichsten endlich bei dem, der sich die wissenschaftliche Arbeit zur Lebensaufgabe gemacht hat, beim Forscher. Nicht so ins Detail geht der Natursohn, der Laie überhaupt. Der Grad, in welchem er es tut, ist der Messer seines Fortschrittes, seiner geistigen Entwicklung. Und so kennt denn Mancher und manches Volk, um bei einem Beispiele zu verbleiben, nur den „Raubvogel“, möge er Geier oder Falke oder Adler sehen; im günstigsten Falle fügt er bezeichnende Attribute bei. Andere verkörpern diese in einem einzigen Wort und ihr Geist denkt an ganz präzise Gestalten, wenn sie von Adlern, Geiern, Bussarden, Habichten, Falken, Weihen und Eulen sprechen. Tiefer geht die volkstümliche Systematik selten, wie schon Milane und Weihen im Volks-

munde mit Bussarden und Habichten in tollem Kunterbunt erscheinen. „Gyr“ nennt der schweizerische Gebirgsbewohner jeden Raubvogel, der ihm die Hühner stiehlt; „Weihe“ heisst auch anderswo der Mäusebussard oft. Unzählige andere Beispiele liessen sich noch anführen, und der Landbewohner hält oft diese provinziellen Bezeichnungen mit so zähem Eifer fest, dass diese volksmündliche Synonymik den fragenden Forscher fast zur Verzweiflung bringen kann, wenn er nicht gewohnt ist, mit dieser überall hausenden Eventualität zu rechnen.

Denn Vorsicht soll die Mutter aller naturkundlichen Erhebungen sein, die man aus den Erzählungen des Volkes schöpft. Jedenfalls gebe man sie unter Vorbehalt, oder sie seien nur Anregungen zu eigenem Beobachten unter Berücksichtigung der zur Kenntnis gelangten örtlichen und der damit verbundenen fachlichen Verhältnisse. An Berichterstatern fehlt es dem reisenden Forscher auf dem Lande sicherlich nicht, unter Gebildeten und Laien. Unter letzteren zeigen sich nicht selten solche mit mehr gutem Willen als Können, und deswegen hinken ihre Erzählungen nicht selten so bedeutend, dass man ihnen selber einen Notverband anlegen kann. Bei anderen ist das Können grösser als der Wille; verschlossene Menschen, Waldläufer im Bauernkittel, oft auch liederliches Gesindel, Fischer, Vogelsteller, Jäger, Wilderer könnten Zuträger sein, wenn sie nur wollten. Vielleicht geraten sie in dem verzwickten Stadium der Trunkenboldenhaftigkeit dem armen Forscher in die Wege, und wohl oder übel muss er es nicht selten über sich ergehen lassen, dass sie ihm ihre Erfahrungen aus dem Haushalt der Natur ins Antlitz schmauchen. Da wünscht man sich von Herzen, in Zukunft wieder ganz allein zu schauen und zu horchen, denn ein paar Stunden vergeblichen Wartens an irgend einem Waldsaum oder im Gesträuch des Baches wiegen eine solche Szene recht gut auf. Aber wie eine Klette hängt sich oft ein solcher Mensch dem aufgejagten Hörer an und weiss wirklich soviel des Interessanten zu berichten, dass man bei genauerem Nachsehen in den folgenden Tagen sich sagen muss, man habe doch gar manches Neue in kurzer Zeit entdeckt. Zu gleichen Resultaten führt oftmals auch das liebe Geld. Um blanke Münze sucht man da Vogelnester, bezeichnet günstige Lauerplätze und erzählt gar

viel aus längst entschwundenen und auch neueren Zeiten — und dazu noch recht viel Ungenaues und auch Falsches! Denn dies rückt bei manchem Menschenkind teils unvermerkt in die Erzählungsreihe, teils wird es mit Absicht dem Redefaden angehängt; um nur sein Stundengeld noch lange beziehen zu können, weiss der Vielerfahrene den Hörer hinzuhalten, mit frommem Sinn und umgehängter Maske der Ehrlichkeit seinen Gegenüber bestechend. Und beim Sammeln von Naturobjekten laufen gar viele Betrügereien unter. Eduard v. Martens wurde auf Timor über Wallace erzählt, wie derselbe seine eingeborenen Diener zum Schiessen und Abbalgen der Vögel und zum Sammeln anderer Naturalien anhielt, wie er sie zu diesem Behufe auch nach anderen Inseln schickte, „wobei denn manche falsche Angabe des Fundortes mit unterlaufen sei, da die Diener unter sich ihre gegenseitigen Schulden und Verpflichtungen mit geschossenen Vögeln einlösten“ (Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkd. in Berlin, Bd. 24, S. 90).

Der Gelehrte fügt bei: „Der geringe Grad von Wahrheitsliebe bei den Malaien, namentlich der im persönlichen Dienst der Europäer stehenden, und die völlige Unfähigkeit, wissenschaftliche Bestrebungen von einem anderen Standpunkte als dem des Kaufes und Verkaufes anzusehen, machen freilich alle Ortsangaben, welche nur auf dem Berichte von Eingebornen beruhen, wenig zuverlässig.“

Und so ist es vielfach auch bei anderen naturwissenschaftlichen Daten, die man aus dem Munde des Volkes schöpft. Findet sich die Lügenhaftigkeit, wie sie den Malaien als hauptsächliches Charaktermerkmal auszeichnet, bei uns zu Lande auch nur in vereinzelten Fällen, so ist doch bei anderen Berichten aus dem Volke nicht zu vergessen, dass dieses auf seine Weise sieht, denkt und das Gesehene reproduziert, als der geschulte Naturfreund. Aber übersehen werden darf diese urwüchsige Quelle sicherlich nicht, und sie hat, zum Lobe unseres Volkes sei es gesagt, auch ihre ethische Seite. Ich habe schon ornithologische Hilfsarbeiter im Landmanns- und Handwerkerkittel von so gesundem Sinn und reichem Gemüt auf deutschem und französischem Boden um mich gehabt, dass ich heute noch nicht weiss, was mich damals mehr erfreute, der Reiz der Natur oder der Umgang mit jenen ungekünstelt denkenden biedereren Männern!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatschrift](#)

Jahr/Year: 1909

Band/Volume: [34](#)

Autor(en)/Author(s): Sprenger Albert

Artikel/Article: [Die Ornithologie des Naturmenschen. 44-52](#)